

Tim Curran  
**VERSEUCHT**

Aus dem Amerikanischen von Usch Kiausch

**FESTA**

Die amerikanische Originalausgabe *Biohazard*  
erschien 2010 im Verlag Severed Press.  
Copyright © 2010 by Tim Curran

1. Auflage August 2012  
Copyright © dieser Ausgabe 2012 by Festa Verlag, Leipzig  
Titelbild: Danielle Tunstall  
Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-86552-099-9

*Und du sollst dein Brandopfer  
mit Fleisch und Blut legen  
auf den Altar des HERRN, deines Gottes.*

Fünftes Buch Moses, 12.27





## PROLOG



Als die Welt unterging – es war am 17. Oktober, einem Donnerstag –, irrten alle wie blind und mit panischem Geschrei umher, fassungslos, dass das Schlimmste jetzt tatsächlich eingetreten war: Armageddon war über die Menschensöhne und Menschentöchter hereingebrochen. Die Optimisten waren zutiefst erschüttert, die Pessimisten sahen sich in ihren Befürchtungen bestätigt und die Gläubigen hielten die Zeit ewiger Glückseligkeit für gekommen. Während diese religiösen Menschen darauf warteten, dass Jesus sie zu sich in sein Reich rief, konzentrierten wir übrigen uns darauf, am Leben zu bleiben, was keine leichte Übung war.

Angesichts des radioaktiven Niederschlags.

Der marodierenden Miliz.

Der umherstreifenden Banden.

Der Nationalgarde und der Sondereinheiten der Polizei, die sowohl der Miliz als auch den Banden das Handwerk legen sollten.

Über das ganze Land wurde das Kriegsrecht verhängt. Auf offener Straße wurden Menschen einfach abgeknallt. Überfallen. Vergewaltigt. Ermordet. Und es nahm kein Ende.

Schlimm genug, aber es kam noch schlimmer: Sieben Tage vor Halloween, der Ausnahmezustand herrschte schon fast eine Woche, brach der nukleare Winter an, genau wie es die Wissenschaftler schon immer vorhergesagt hatten. Es waren so viele Trümmer, so viel Staub in die Atmosphäre hochgeschleudert worden, dass die Sonne sich fast einen Monat lang

nicht mehr zeigte. In dieser Zeit herrschten absolute Dunkelheit und bittere Kälte; die Temperaturen fielen weit unter den Gefrierpunkt. Und es schneite wochenlang. Keiner sollte jemals erfahren, wie viele Menschen in jenen dunklen, eiskalten Tagen und Nächten ums Leben kamen.

Im Mittleren Westen rückten die Überlebenden – abgehärtete Nordlichter – der Kälte so zu Leibe, wie sie es jeden Winter machten: Sie heizten ein, besorgten sich Öfen, in denen sie Holz verfeuern oder Öl verbrennen konnten, egal was, Hauptsache es gab Wärme ab.

Irgendwann kam die Sonne wieder raus.

In den ersten Wochen noch sehr zaghaft. Doch als Schutt und Staub, aufgeladen mit tödlicher Radioaktivität, schließlich aus der Atmosphäre abregneten, normalisierte sich der Tag-und-Nacht-Zyklus der Sonne wieder. Zwar wärmte sie noch nicht richtig, aber die Temperaturen auf der Erde stiegen wieder. Und wenigstens war es nicht mehr rund um die Uhr stockdunkel.

Ende Dezember überrollte eine seltsame Hitzewelle das Land. Der Schnee schmolz und wich heftigen Regengüssen. Bis dahin hatte die Kälte die Ausbreitung ansteckender Krankheiten einigermaßen eingedämmt, doch jetzt kam es in Windeseile überall zu Seuchen. Sie wüteten in jeder menschlichen Ansiedlung und lösten bei der sowieso schon dezimierten Zivilbevölkerung ein Massensterben aus.

Doch einige von uns überlebten. Und gleich werde ich beschreiben, wie.

## YOUNGSTOWN, OHIO



### 1

Wenn ich meine Augen schlieÙe, kann ich Youngstown immer noch riechen.

Ist das nicht seltsam? Ich bin dort aufgewachsen, spielte in der High School im Football-Team (»Vorwärts, ihr blauen Teufel!«), hab dort gearbeitet, geheiratet ... Doch nach all diesen Jahren kann ich mich nur noch an den Gestank von Youngstown erinnern.

An den durchdringenden Gestank von Fäulnis und Unrat.

Er kroch einem in die Nase hinauf und in den Bauch hinunter, sodass einem selbst mit geschlossenen Augen klar war, dass man sich in Youngstown befand. Es roch nach verfäulenden Abfällen, brennendem Holz, Heizöl und den unbegrabenen Toten. Damals dachte ich daran, diesen Gestank in eine Flasche abzufüllen und sie irgendwo auf einem Regal aufzubewahren. Falls die Erde sich jemals wieder drehen sollte, würde ich dann in Phasen der Niedergeschlagenheit die Flasche entkorken und an ihrem Inhalt schnuppern. Und mir dabei sagen: »Tja, dein Leben mag ja wirklich beschissen sein, aber zumindest stinkt es nicht so zum Himmel wie Youngstown.«

### 2

Es hatte meine Frau gleich doppelt erwischt: Sie litt nicht nur an der Strahlenkrankheit, sondern auch an Cholera. Die

Strahlenkrankheit hatte sie sich zugezogen, da der Dauerregen radioaktiven Niederschlag mit sich brachte. Wochenlang überflutete das Wasser die Straßen der Stadt, staute sich in der Kanalisation und spülte verseuchtes Abwasser mitsamt Abfällen in Gärten und Häuser. Cholera bekam sie, weil die Wasserressourcen der Stadt völlig verunreinigt und ihre Abwehrkräfte – wie bei so vielen anderen Menschen – durch die Strahlenkrankheit bereits geschwächt waren.

Es hatte keinen Sinn, sie ins Krankenhaus zu bringen, denn die Kliniken kamen mit der Versorgung von Kranken und Sterbenden längst nicht mehr nach. Auf den Gängen drängten sich Menschen, die auf eine Behandlung warteten. Die Verbrennungsanlagen der Krankenhäuser waren ständig in Betrieb und loderten wie Hochöfen, während dort verseuchte Verbände, Abfälle, Körperflüssigkeiten und auch *Leichen* in Flammen aufgingen. Das Gesundheitswesen im Bundesstaat Ohio war von der Masse der Infizierten schlicht überfordert, mit diesem Ansturm konnte es nicht fertig werden. Und in den anderen Bundesstaaten sah es nicht anders aus. Niemand war auf eine solche Situation vorbereitet.

Als irgendwann keine Medikamente und Sanitätsartikel mehr geliefert werden konnten – mittlerweile hatten die Fabriken im ganzen Land dichtgemacht und der Handel war zum Erliegen gekommen –, brach die ärztliche Versorgung völlig zusammen. Schon vorher waren große Teile des medizinischen Personals selbst erkrankt.

Sicher können Sie sich jetzt ein Bild von der Lage machen.

Für Shelly, die sowieso schon schwer an der Strahlenkrankheit litt, bedeutete die Cholera den letzten Sargnagel. Ich wusch sie, pflegte sie, so gut ich konnte, fütterte sie und hielt sie viele Nächte lang in den Armen.

Cholera ist eine widerliche Krankheit.

Eine Krankheit, die ständige Übelkeit, Durchfall, schmerzhafte Krämpfe, Dehydrierung, Fieber und Wahnvorstellungen

mit sich bringt. Wer daran erkrankt ist, bietet keinen hübschen Anblick.

Ich pflegte Shelly so, wie sie's mir im Krankenhaus geraten hatten. Sie hatten mir auch Medikamente mitgegeben. Also sorgte ich dafür, dass meine Frau viel trank. Löste Natrium, Kalium, Traubenzucker und Chlorid in ihrem Trinkwasser auf und stellte sicher, dass sie es hinunterschluckte. Gab ihr Spritzen mit Antibiotika, injizierte ihr Tetracyclin, Ampicillin und Chloramphenicol. Doch die meiste Zeit über nahm ich sie nur in die Arme und beruhigte sie, während irgendetwas in meinem Innern, vielleicht Hoffnung und Zuversicht, wie Blumenblüten in einer Gruft verkümmerten und verdorrten.

Es waren schreckliche Tage und Nächte.

Immer wieder musste ich daran denken, dass wir noch im August Urlaub an der Chesapeake Bay auf Smith Island gemacht und dort wunderbare Tage miteinander verbracht hatten. Die strahlende Sonne hatte das Wasser funkeln lassen, und ich hatte Shelly den Rücken mit Sonnenöl eingerieben. Ihre Haut hatte einen Bronzeton angenommen, der das tiefe Meerblau ihrer Augen hervorhob. Tagsüber hingen wir am Strand herum, abends aßen wir Muscheln, und nachts schliefen wir miteinander.

Und nur sechs Monate später starb sie zitternd in meinen Armen.

Tagelang wachte ich über ihrem Leichnam.

Es war wohl eine Art Totenwache, eine irgendwie perverse Totenwache. Ich zündete Kerzen an und sprach mit Shelly; abwechselnd weinte ich oder rief sie laut beim Namen. Und die meiste Zeit über betäubte ich meinen Schmerz mit Alkohol, trank Whiskey und überließ mich dem Sog und gefährlichen Strudel einer Psychose, bei der sich Trauer mit Schuldgefühlen und Realitätsverlust mischte.

Unten, in den Straßen, rollten die Leichenwagen vorbei und die Verrückten randalierten. Das, was von der Polizei noch

übrig war, ertränkte den Tumult auf grausame Weise in Blut, bis die Polizisten selbst Opfer ihres Einsatzes wurden.

»Sie werden dich nicht kriegen, Shelly«, versicherte ich meiner Frau. »Das werde ich nicht zulassen.«

Von Tag zu Tag wurde es schlimmer.

Seit dem Ende der Welt waren inzwischen vier Monate vergangen, vier Monate, und immer noch war ich in Youngstown. Vielleicht in der Hoffnung, dass die Menschheit sich schon irgendwann neu organisieren würde und wir es schaffen könnten, dieses schwer zu flickende Gebilde namens Gesellschaft wieder zusammenzufügen. Ich musste dabei an den zerbrechlichen Humpty Dumpty aus dem englischen Kinderreim denken.

Aber diese Hoffnung war vergeblich, wie der Leichnam auf der Couch mir deutlich zeigte.

Mir war durchaus bewusst, dass ich besser daran getan hätte, diese Stadt zu verlassen.

Zusammen mit Shelly hätte ich weggehen sollen – vielleicht über die Staatsgrenze nach Pennsylvania, zu meiner Schwester in Newcastle –, aber ich hatte mich aus irgendeinem Grund an die irrije, wahnwitzige Vorstellung geklammert, der Weltuntergang werde irgendwann wie ein Grippeanfall vorübergehen. Zwar hatte sich die Zivilisation über und über besudelt und die Seele aus dem Leib gekotzt, aber eines Tages würde sie auch wieder genesen, dachte ich. Das Fieber würde die Gesundung einleiten.

So entschlossen leugnete ich all das, was in Wirklichkeit geschah. Denn als all diese Bomben fielen ... und die prasselten wirklich wie Reiskörner bei einer Hochzeit auf uns nieder ..., riss die Welt so auf, als platzte ein dicker Mann aus allen Nähten. Nur war keine Schneiderin in Sicht, die diese Hose hätte flicken können.

Und jetzt war Shelly tot.

*Tot.*

Sie war so blass wie ausgebleichtes Gestein und ihr lebloser Körper war auf grauenhafte Weise zusammengeschrumpft.

Draußen dröhnte ein furchterregendes Läuten durch unser Viertel.

Die Glocke von Sankt Markus: *Bong, bong, bong, schafft eure Toten raus!*

Aber das hatte ich nicht vor.

Nicht meine Shelly. Nie würde ich zulassen, dass sie meine Frau in die Finger bekamen und sie zusammen mit all den anderen Leichen in einer dieser grässlichen Gruben verbrannten. Diese Vorstellung empfand ich als überaus grotesk, so grotesk, dass ich es um jeden Preis verhindern musste.

Allerdings konnte ich auch nicht Tag für Tag bei Shelly sitzen bleiben. Dagegen sprach nicht nur, dass das der helle Wahnsinn war, sondern auch, dass man Shelly irgendwann abholen würde. Doch es musste etwas geben, um ihre Einäscherung in einem Massengrab zu verhindern. Schließlich kam mir die Idee, sie heimlich zu beerdigen. Nur war das rechtswidrig, absolut verboten. Wenn mich irgendjemand dabei beobachtete, würde er mich anzeigen. Und falls die Polizei oder irgendwelche Behörden einen auf frischer Tat erwischten, wurde man standrechtlich erschossen. Aber das machte eine Lösung nur umso dringlicher.

Ich nahm mir vor, meine Frau würdig zu bestatten und ein kurzes Gebet über ihrem Grab zu sprechen. Und jedes Arschloch, das sich mir dabei in den Weg stellte, würde ich eiskalt töten. Also rappelte ich mich, das schreckliche Glockenläuten immer noch in den Ohren, schließlich hoch, durchdachte die Sache und machte mich ans Werk. Zum ersten Mal seit Wochen stahl sich bei dem Gedanken, dass ich meine Frau auf unerlaubte Weise bestatten würde, ein Lächeln auf mein Gesicht, so pervers das auch sein mochte.

Auf diese Weise würde ich dem Staat den Stinkefinger zeigen. Scheiß auf all diese Wichser. Scheiß auf die Autoritäten.

Scheiß auf diejenigen, die diesen Albtraum überhaupt erst in Gang gesetzt hatten. Scheiß auf all diese böartigen, durchgeknallten Gehirne, die der Welt das Leben genommen hatten. Allesamt waren sie Teil einer korrupten, todbringenden Bürokratie.

Ich griff nach der weißen Tagesdecke aus Satin, die Shelly so geliebt hatte, wickelte sie darin ein, küsste sie ein letztes Mal auf die kalten Lippen und nähte die Decke danach so zusammen, dass Shelly nicht herausrutschen konnte.

Die Leichenwagen da draußen kamen jetzt näher. Ich konnte sie dort unten über das Pflaster rumpeln hören, sah, wie ihre Lichtkegel in den dunklen Himmel schnitten. Auf den Straßen waren auch Stimmen zu hören.

Die Leichensammler waren im Anmarsch.

*Schafft eure Toten raus.*

### 3

Auf den nuklearen Winter folgte eine schlimme Seuche nach der anderen. Die Menschen starben in Scharen, und die herkömmlichen Leichenhallen konnten diese Massen nicht mehr bewältigen.

Deshalb läuteten die Kirchenglocken.

Sie läuteten bei Tag wie bei Nacht, und das lag keineswegs daran, dass so viele verliebte Paare in der Hochzeitskapelle getraut wurden. Nein, sie läuteten, um anzuzeigen, dass die Leichensammler mit ihren Wagen unterwegs waren. Ob es Müllwagen oder Lastwagen mit offener Ladefläche waren, spielte keine Rolle. Falls das Fahrzeug mit einer Klappschute ausgerüstet war, wurde sie so umgestaltet, dass sie Leichen aufnehmen konnte. Und in Anbetracht dessen, dass Radio, Fernsehen und Internet nicht mehr funktionierten, hatten sich die Stadtväter und Dorfältesten ringsum dazu entschieden,

auf die älteste Kommunikationsform zurückzugreifen: die Kirchenglocke. Überall in Youngstown standen Kirchen, in den meisten Vierteln mindestens eine oder zwei. Also kündigten deren Glocken die Leichenwagen an.

Man musste die Leichname seiner Lieben nur zusammen mit den Mülltonnen zum Straßenrand bringen, dann wurden sie »entsorgt«.

Eine Aktion im Interesse der Gemeinschaft, die einem ein gutes Gefühl gab.

*Bong-bong-bong-BONG! Die Wagen rollen heran, Brüder und Schwestern, also vergesst jede Anteilnahme, jeden Anstand und jeden Respekt vor euren Lieben. Verhaltet euch, verdammt noch mal, genauso wie in den finstersten Zeiten des Mittelalters! Onkel Joe hat sich letzte Nacht die Seele aus dem Leib gekotzt, bis nur noch Blut kam? Mutter ist im Meer des eigenen Unrats ertrunken? Bei der kleinen Cathy sind am ganzen Körper schwarze Pusteln und Geschwüre aufgebrochen? Das kleine Fräulein hat bakterielle Sporen in sich aufgenommen und die Magengeschwüre haben sie so zerfressen, dass schließlich nur noch ein Strom von kaltem weißlichem Glibber aus ihr Herausschoss? Kein Problem, mein Freund. Wickelt eure Lieben in Planen oder stopft deren Überreste in irgendeinen großen Müllsack, verpackt sie oder sackt sie ein, aber hängt bloß kein Schild an diese Art von Abfall. Wir kümmern uns dann um alles Übrige!*

*Wie, der Kranke ist noch gar nicht tot, aber macht's nicht mehr lange? Wir kassieren ihn trotzdem ein. Wollen doch nicht, dass er die ganze Nachbarschaft ansteckt. Und da wir schon darüber reden: Du selbst hast auch schon ein paar sehr hässliche, böseartig wirkende Furunkel im Gesicht, mein Sohn, also springst du wohl besser auch gleich auf den Wagen auf, ehe du rote Würmer scheißt, gelben Schleim pisst, deine Augen sich mit Blut füllen und aus den Höhlen treten. Wäre doch schade, wenn du das neue Sofa einsaust.*

All das war widerwärtig.

Entwürdigend.

Unmenschlich.

Und dennoch waren solche Maßnahmen durchaus nötig.

Denn überall in der Stadt lagen Leichen herum, verwesten in den Gossen, stapelten sich wie Müll auf den Gehwegen. Selbstverständlich hatten die radioaktiven Wolken, die von New York aus nach Westen und von Chicago aus nach Osten trieben, die Strahlenkrankheit verbreitet, hinzu kam aber die schlechte Abwasser- und Abfallentsorgung, die in rasantem Tempo den Ausbruch von Cholera, Typhus, Diphterie und Pest bewirkt hatte. Neue Arten von Grippe und Lungenentzündung grassierten ebenso wie eine Mutante des hämorrhagischen Fiebers und vernichteten all das, was von einigen östlichen Städten wie Philadelphia oder Pittsburgh noch übrig war. Nach Gerüchten von Überlebenden fraßen sich die Krankheiten gerade bis nach Akron im Nordosten von Ohio durch.

In Youngstown wurden die Leichen anfangs noch ordnungsgemäß eingeäschert, aber es dauerte nicht lange, da waren es so viele, dass die Angehörigen sie einfach in die Höfe oder auf die Gehwege warfen. Und all diese verwesenden Toten ... Nun ja, sie wurden zu Krankheitsüberträgern und lockten die Ratten, Fleisch- und Schmeißfliegen an, die dann ihrerseits die Seuchen weiterverbreiteten. Die Krankheitserreger wurden sowohl durch das Wasser als auch durch die Luft übertragen und sorgten dafür, dass das Massensterben anhielt.

Wahnsinn und Hoffnungslosigkeit beherrschten die Stadt.

Dabei hatte es gerade erst angefangen.

## 4

Während ich den Plan schmiedete, meine Frau heimlich zu beerdigen, klopfte es an der Tür.

Ich wollte eigentlich gar nicht aufmachen ... Doch wenn ich es nicht tat, so war mir klar, würden mir die Leichensammler die Tür eintreten, in ihren weißen Schutzanzügen hereintrampeln und Shelly mitnehmen, ehe ich mich mit ihr fortstehlen konnte.

»Wer ist da?«, rief ich.

»Ich bin's«, sagte jemand kaum hörbar. »Bill.«

Bill Hermes wohnte am anderen Ende des Ganges. Er war in Ordnung. Ein alter Eisenbahner, inzwischen Witwer; wir hatten ihn häufig zum Abendessen zu uns eingeladen. Shelly hatte sich liebevoll um ihn gekümmert, Kekse für ihn gebacken, ihm Schokoladenriegel zugesteckt, alles Mögliche für ihn getan. Er war ein netter alter Mann.

Ich seufzte. »Was gibt's?«

»Rick ... Ich muss mit dir reden.«

Ich öffnete die Tür einen Spalt. »Um was geht's denn, Bill?«

Er schluckte. »Rick, ich komme wegen Shelly. Seit Wochen hat niemand sie gesehen. Die Leute beginnen schon zu tuscheln.«

»Ich scheiß auf die Leute.«

»Die Leichenwagen sind unterwegs, mein Junge.«

»Ich hab nichts für sie.«

Bill wischte sich die feuchten Augen mit einem Taschentuch.

»Sage ich ja auch gar nicht. Ich hoffe doch, dass du nichts für sie hast. Aber ... Ich habe mitbekommen, was ein paar Jungen im Stockwerk unter uns gequatscht haben. Sie sagten, Shelly sei auf der Liste. *Auf dieser verdammten Liste*. Du weißt, was das bedeutet.«

Es bedeutete, dass jemand uns verpiffen, dem Gesundheitsamt mitgeteilt hatte, dass Shelly im Sterben lag. Vielleicht jemand vom Krankenhaus. Die Strahlenkrankheit, dazu noch Cholera ... Da war ihr Tod nur eine Frage der Zeit. Die Leichensammler würden also kommen und entweder einen Beweis dafür verlangen, dass Shelly noch atmete, oder sie mitnehmen.

Die Leichenwagen rückten näher.  
»Danke, Bill.« Ich schloss die Tür.  
Zeit abzuhaufen.

Ich barg Shelly in meinen Armen, überzeugte mich davon, dass niemand auf dem Gang war, und schlich über die Hintertreppe nach unten. Bei der Gasse angelangt, trug ich sie an der Rückseite des Hauses vorbei und mitten durch das angrenzende kleine Feld.

Ich schwitzte, zitterte, fühlte mich wie ein Strafgefangener, der in Sing-Sing gerade über die Mauer geflohen ist. Shelly war federleicht, ich hätte ihr Gewicht viele Meilen tragen können.

Fast hatte ich das andere Ende des Feldes erreicht, da brüllte jemand: »Drüben! Dort drüben ist er!«

Während sie auf mich zukamen, rannte ich weiter. Ich wählte eine Abkürzung durch ein kleines Dickicht und blieb mit dem Leichentuch an den Dornen von Brombeerbüschen hängen, doch ich kämpfte mich mit zerkratzten Händen und zerkratztem Gesicht hindurch. Als ich einmal hinfiel, stand ich gleich wieder auf und hastete weiter, hinaus aus dem Gestrüpp. Nur um festzustellen, dass sich mir Männer in weißen Schutzanzügen näherten und Lastwagen die Straße mit aufgeblendeten Scheinwerfern absuchten.

Ich saß in der Falle.

Ich versuchte hierhin und dorthin auszuweichen, aber das nützte mir nichts. Die Lastwagen kamen immer näher, genau wie die mit Taschenlampen ausgerüsteten Männer, die bereits das Dickicht durchquerten. Sie waren überall. Ich konnte nirgendwohin fliehen.

All das kam mir völlig surreal vor: Die Männer, die mich verfolgten. Die Taschenlampen. Die Lastwagen. Der Gestank des Todes, der aus der Gosse stieg. Die trägen Nebelschwaden, die sich über den Fluss wälzten. Die Sterne über mir, ausgelöscht von einem riesigen Schmutzpfleck: Das war der schwarze

Rauch, der von den Leichengruben außerhalb der Stadt aufstieg, wo sie die Toten verbrannten.

Als ich wie ein Wilder auf die Straße stürmte, hätte einer der Lastwagen mich fast überfahren. Jemand gab Warnschüsse ab, Kugeln schwirrten durch die Luft. Gleich darauf erfassten mich Scheinwerfer, die mich so blendeten, dass ich wie angewurzelt auf dem feuchten Straßenpflaster stehen blieb.

Ein Lastwagen bremste ab und hielt direkt vor mir. Während ich brüllend um mich schlug und meine Hände wie Klauen einsetzte, packten mich vier Männer in nicht mehr ganz sauberen Schutzanzügen, die nach den Überresten der Toten stanken. Ich schrie sie an, doch sofort zog einer mir einen Gewehrkolben über die Schläfe, sodass ich der Länge nach hinfiel und alle viere von mir streckte. Kurz verlor ich das Bewusstsein, rappelte mich jedoch schnell wieder hoch, bahnte mir gewaltsam den Weg durch die Gruppe der Männer, teilte Schläge aus und steckte Schläge ein, bis es mir gelang, meine Verfolger zur Seite zu stoßen.

Als ich das hintere Ende der Ladefläche erreichte, entdeckte ich Shelly da oben auf einem Berg verwesender Leichen. Ihr Leichentuch hatte sich gelöst, sodass ein kreidebleicher Arm hinunterbaumelte. Ich roch die Fäulnis und hörte die Fleischfliegen summen. Manche der verwesenden Leichen waren bereits grünlich verfärbt und wimmelten vor Würmern.

Shelly. Oh mein Gott. *Shelly*.

Die Männer griffen nach mir, aber ich rastete so aus, trat und schlug so heftig um mich, dass sie mich losließen.

Sie wichen zurück. Offenbar wollten sie nicht riskieren, dass ihre verdreckten Schutzanzüge im Handgemenge Risse bekamen.

Niemand verfolgte mich, als ich zu dem Leichenberg hinaufkletterte. Ich schwitzte und blutete, in meinem Kopf pochte es, als schlug dort eine Trommel, in meinem Gehirn spukten düstere Bilder und brüllende Stimmen herum. Was

ich tat, war der helle Wahnsinn, doch ich konnte Shelly einfach nicht da oben liegen lassen. Nicht bei den anderen, nicht bei diesen *Toten*. Und es lagen Dutzende von ihnen hinten auf dem Müllwagen. Eine einzige riesige Masse bebenden Aases, von grässlichen Kreaturen befallen, die sich in dieser Masse wanden und darin herumkrochen.

Als ich versuchte, bis nach oben zu steigen, versanken meine Hände in schwammigen Bäuchen, aus denen Wolken gelblichen Leichengases drangen. Ich musste würgen. Doch vor Kummer wie von Sinnen krabbelte ich weiter nach oben, mitten durch diesen übel riechenden Berg der Verwesung. Wie durch Brei drangen meine Finger tief in Gesichter ein und kratzten über jede Menge Schädel.

Und dann, nur noch wenige Zentimeter von Shellys Leichentuch entfernt, überwältigten mich Ekel, Übelkeit und der Wahnsinn der ganzen Situation so sehr, dass ich jede Energie verlor und zusammenbrach. Während sich zahllose summende Fleischfliegen auf meinem Gesicht niederließen und sich verwesene Fleischbrocken unter meinen Fingernägeln festsetzten, glitt ich kraftlos an dem Leichenberg hinunter.

»Bist du jetzt bereit, herunterzukommen, Söhnchen?«, fragte einer der Männer.

Sobald ich vom Lastwagen gestiegen war, stießen sie mich zu Boden und verprügelten mich so lange, bis ich das Bewusstsein verlor. Stunden später kam ich auf dem Grasstreifen neben der Straße, wo sie mich hatten liegen lassen, wieder zu mir. Es war so kalt, dass mein Atem weiße Wölkchen bildete. Mein erster Blick fiel auf einen Hund, der mir Reste der Aasbrocken von den Fingern leckte, mein zweiter Blick auf den Mond, dessen Antlitz dunkle Flecken aufwies: Spuren des schwarzen Rauches, der aus den ständig lodernden Leichen gruben aufstieg.

So weit war es mittlerweile gekommen.

Gott segne Amerika.



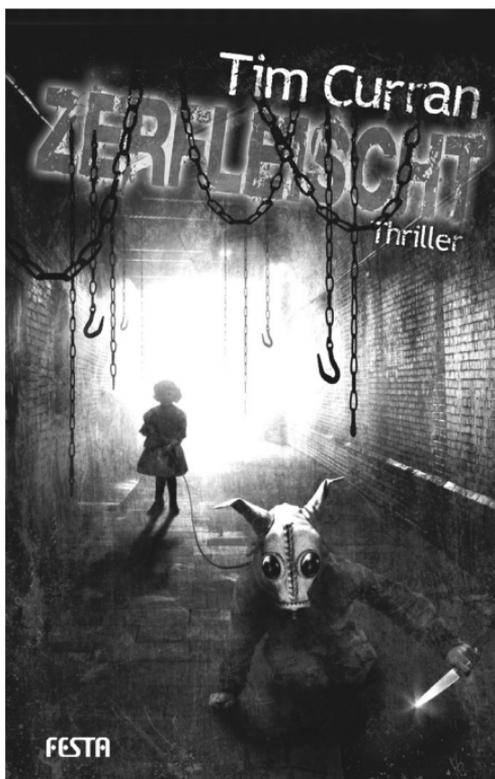
[www.corpseking.com](http://www.corpseking.com)

Tim Curran lebt mit seiner Frau und drei Kindern in Escanaba/ Michigan, USA. Er ist einer der begabtesten neuen Horrorautoren, gilt aber noch als Geheimtipp. Sein Werk zeichnet sich durch eine morbide Faszination am Verfall und Tod aus – vielleicht benennt er deshalb seine Webseite nach dem Titel seiner Novelle *Der Leichenkönig* (Atlantis Verlag, 2011).

Tim Curran bei FESTA:

*Zerfleischt – Verseucht – und als limitierte, signierte und nummerierte Sonderausgabe Bis dass die Zeit den Tod besiegt*

**Der ultimative Thriller!**



ISBN 978-3-86552-137-8

Kannibalismus, Mord, Vergewaltigung – wenn die Zivilisation endet, wird die Erde zur blutbesudelten Hölle. Und der Mensch wird weniger Mensch sein.

Dieser Roman ist ein Albtraum von epischem Ausmaß – ohne einen Spritzer Mitleid.

Brian Keene: »*Zerfleischt* ist Dynamit! Bestialisch, heftig und verstörend.«

Infos und Leseprobe: [www.Festa-Verlag.de](http://www.Festa-Verlag.de)